Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 33

Artikel: Aus Holland [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640796

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

entfernten Hütte, fanden aber nur eine Bettdecke, zerschnitten sie in Riemen und eilten zum Firnspalt zurück. Inzwischen war Störi, so hieß der Unglückliche, in der grauenvollsten Lage. Beim Hinunterstürzen konnte er in einer Verengung der Eiswände sich rasch ansperren, und so hielt er sich in der Schwebe über großer Tiefe, bis an die Brust in Eiswasser, mit den Armen sich an das Eis stemmend, in steter Todesfurcht und Todesgefahr, halb erstarrt vor Kälte. In diesem unergründlich tiefen Keller stritten wider ihn das Wasser, die Luft und das Eis, von welchen Elementen das erste ihn wollte verschlingen, das andere ersticken und durch aufliegende Schwerkraft vertrucken, das dritte wegen seiner Schlüpfrigkeit nicht halten. Da erschienen in der Luft plötzlich die Riemen; er band sie mit großer Vorsicht um den Leib, und seine Gefährten zogen ihn langsam in die Höhe. Wenige Fuß vom Rande reißt das Riemenseil und der fast gerettete „Candidatus mortis“ stürzt in die Tiefe zurück. Nun reichte der Rest des Seiles, der oben blieb, nicht mehr hinunter und Störi hatte im Sturz den Arm gebrochen. Nichtsdestoweniger gaben ihn seine Gefährten noch nicht auf, teilten die Riemen noch einmal der Länge nach, knüpften und banden sie, so gut es ging, und ließen sie wieder hinunter. Mit seinem gebrochenen Arm knüpfte der Jäger das schwache Rettungsmittel hoffnungslos zusammen. Die Kameraden zogen; er half durch schmerzhaftes Anstemmen, und so gelang die wunderbare Rettung. Oben angelangt, fiel er in schwere Ohnmacht und mußte nach Hause getragen werden. Er sprach sein Leben lang nur mit Entsetzen von den im Eisgrabe verlebten Stunden.

Wie teuer muß ein einziges Wildstück erkauft werden und wie verhältnismäßig gering ist die endlich überraschte Beute! Nur eine heftige, glühende Leidenschaft treibt den Menschen diesen ungewissen Fährten nach. Aber die Jäger versichern, daß kein Wohlgefühl auf Erden dem gleiche, wenn in schußgerechter Entfernung das weidende Tier sich zur Beute stelle. Wochenlang ist es verfolgt, belauscht, gespürt; Schritt für Schritt hat der Weidmann den Morgen- und Abendgängen des schönen Bockes nachgestellt, vielleicht noch nie ihn gesehen. In den kalten Nächten hat die Hoffnung der nahen Beute die von Frost zitternden Glieder immer neu belebt. Endlich sieht er von fern das stattliche Tier mit den gewaltigen Knotenhörnern an der unzugänglichen Felswand liegen. Jetzt den Wind abgewonnen, stundenlang auf Umwegen über Eis, Klüfte und Gräte geklettert! Er sieht das Tier nicht; er ahnt aber, daß es in seiner Lage geblieben, und endlich ist es umgangen. Behutsam blickt er vor nach dem Felsen — der Bock ist fort — hundert Schritte weiter wiegt er sich, in den Lüften schnobernd, auf einer zollbreiten Felsenkante. Mit hochklopfendem Herzen, zitternd vor Hoffnung und Furcht, naht der Jäger, legt den Stutzer auf — der Schuß hallt mächtig durch die Berge und der zuckende Bock liegt blutend zwischen den Steinen.

(Schluß folgt.)

Aus Holland.

Amsterdam. (Schluß statt Fortsetzung.)

.... Darf ich noch Einiges über die kirchlichen Verhältnisse in Holland berichten? Sie spielen eine ziemlich wichtige Rolle aus dem eben angeführten Grunde, weil die politische Unabhängigkeit der Holländer im engsten Zusammenhange mit der Verteidigung der religiösen Freiheit errungen worden ist. Für den Holländer ist die Kirche nicht bloß eine offizielle Macht, der man bei feierlichen Anlässen seine Verbeugung macht und der man in der Kirchensteuer notgedrungen seine Schuldigkeit entrichtet, ohne sich sonst viel um ihre Angelegenheiten zu kümmern, sondern er hat es wie der Schweizer vom alten Schlag: als Glied der Kirche fühlt er sich in der Volksgemeinschaft, wie es jene alten niederländischen Volksgesänge ausdrücken, die sich seit dem Burenkrieg auch anderswo eingebürgert haben: „Wir treten mit Beten vor Gott den Gerechten“ und jenes stürmische Lied: „Prinz Wilhelms von Nassaue“, das wie ein mächtiger Choral klingt. Hier ist nicht nur offizielles Bekenntnis zum Souverän, wie es sich bei Festlichkeiten so gut macht, sondern eine tiefe Saite des Volksgemüts schwingt mit, die Erinnerung an jenen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben, den die Holländer vor drei Jahrhunderten siegreich durchgeführt haben.

„De hevormde Kerk“, die reformierte Landeskirche, ist auf Calvins Lehre gegründet und zeigt eine ähnliche Einrichtung wie die schweizerische. Sie wird nicht vom Staat geleitet, sondern regiert sich selbst. Es wird viel Gewicht gelegt auf ernsten Lebenswandel und werktätige Liebe, möglichst wenig auf lithurgische Formen oder auf prunkvolle Gestaltung des Gottesdienstes. Ich besuchte zweimal einen solchen am Sonntag, einmal im großen Münster zu Haarlem, das andere Mal in einer modernen Kirche in Amsterdam. Beide Male erhielt ich den Eindruck, daß der Prediger mit Temperament und großem Ernst seine Sache vorbrachte, obschon ich ja nur wenig von dem verstand, was er in der mir nicht vertrauten Sprache sagte. Immerhin habe ich nirgends so deutlich, so schön holländisch sprechen hören wie eben in der Kirche, habe auch nirgends so viel verstanden wie dort. Der Gottesdienst in Amsterdam begann mit einer Vorlesung aus der Bibel, die von einem Gemeindeältesten bei sehr geteilter Aufmerksamkeit der Zuhörer besorgt wurde; die füllten nur allmählig die Kirche und unterhielten sich noch ziemlich lebhaft, jedenfalls nicht über den Bibeltext. Das stimmte mich nicht gerade feierlich. Bis zum Beginn der Predigt blieben eine Anzahl besonders bequeme Kirchenstühle frei; es waren bezahlte Plätze, die erst nach Beginn des eigentlichen Gottesdienstes vom „Volk“ besetzt werden dürfen, weil bis dahin ihre Inhaber noch erwartet werden. Vor jedem dieser Plätze liegt eine alte Bibel, ein unförmlicher Band, der auch die Choräle mit Noten enthält. Es wird sehr gut gesungen, jedenfalls besser als bei uns. Während der Lektüre, aber auch während der Predigt wird von einem schwarz befrackten Kirchenältesten an langer Stange der Gabenbeutel von Stuhl zu Stuhl geboten, damit jeder Predigtbesucher seinen Obolus in denselben wirft. Diese Zeit und Aufmerksamkeit raubende Prozedur wird während eines Gottesdienstes zwei- bis dreimal vollzogen; hat man sie selbst glücklich überstanden, so wird man noch längere Zeit durch das Herumrudern der Stangen in den übrigen Teilen der Kirche unterhalten. Die Andacht wird dadurch nicht größer; der Pfarrer kann unter Umständen seine halbe Predigt sprechen, bis man sich ihr mit Sammlung zuwenden kann! Diese schöne Einrichtung hat mir einen guten Teil von dem Respekt geraubt, den ich sonst für den Gottesdienst der Holländer empfunden hätte.

Ein Wort noch über die Gotteshäuser, deren ich mehrere besucht habe. Es sind zum Teil Gebäude von gewaltiger Höhe des Schiffes, meist in gotischer Bauart, also wohl noch vor der Reformation entstanden. Besonders das Haarlemer Münster hat mir Eindruck gemacht. Es ist eine Hallenkirche in hellem Stein mit einem großen Umgang um das Mittelschiff herum, das allein für den Gottesdienst bestimmt und bestuhlt ist. Die Sitze steigen zum Teil amphitheatralisch an und der bestuhlte Raum ist durch Holzwände von der übrigen Kirche abgeschlossen. Ueber der Kanzel ist ein riesiges Holzdach angebracht, offenbar damit der Schall des vom Prediger gesprochenen Wortes nach oben nicht in dem hohen Gewölbe verloren geht. Die übrige Kirche steht leer und zeigt nur wenig Schmuck. Die Bilderstürmer von 1566 haben offenbar ganze Arbeit getan; nur einige hübsche Schiffsmodelle, wie in den friesischen Kirchen an der Decke des Gewölbes auf-

gehängt, und etwa das Grabmal eines holländischen Admirals, in üppigem Barockstil errichtet, sind in dem Umgang zu sehen.

Solche Denkmäler sah ich übrigens nicht in Haarlem, sondern in den großen Kirchen von Amsterdam, der Ouden (alten) und der Nieuwen Kerk, die viel reicher als die Haarlemer gehalten sind. Hier finden die Trauungen der vornehmen Bürger und Bürgerinnen statt, so daß wir Mühe hatten, zwischen zwei solchen Feierlichkeiten die Nieuwe Kerk zu besichtigen. Sie ist recht patrizierhaft vornehm, ja prunkvoll gehalten. An der Stelle des Hochaltars steht in weißem Marmor das Grabdenkmal des Admirals de Ruyter (d. i. der Reiter), gestorben 1676, der in ganz Europa als einer der größten Seehelden bekannt ist und namentlich in Knabenbüchern gefeiert wird. Sein Leben ist wirklich wert, immer wieder der Jugend und ebenso uns Erwachsenen nahe gebracht zu werden. Auch in der Ouden Kerk, die übrigens bescheidener gehalten ist, sind zahlreiche Inschriften und Denkmäler angebracht, die an die ruhmvollen Kämpfe der Holländer erinnern, ein neuer Beweis dafür, wie die Kirche den Patriotismus von altersher gepflegt hat.

Wollen Sie mir noch in eine traurige Gegend folgen, die früher einmal schöner ausgesehen haben mag? Ich meine das Judenviertel, das sich jenseits der „Ouden Schans" (d. ist Alte Schanze) unmittelbar an die Altstadt anschließt und noch heute viele von den 65,000 Juden beherbergt, die in Amsterdam wohnen. Die Holländer sind im allgemeinen nicht antisemitisch, im Unterschied zu den Deutsch-Oesterreichern und den Alldeutschen im Reich, die diese Gesinnung sozusagen als eine heilige Pflicht ansehen (!); die Juden haben vielmehr schon vor Jahrhunderten in den Niederlanden eine Zuflucht gefunden, als sie in Westeuropa (in Spanien und Portugal) oder in Deutschland noch verfolgt wurden. Namen wie Uriel Acosta und Spinoza sagen uns, daß sie im 17. Jahrhundert hier nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in literarischer Hinsicht bedeutend waren. Sie hatten im Judenviertel ihr eigenes Leben, halb orientalisch, halb modern, pflegten ihre Rechtgläubigkeit in den Synagogen und waren so unduldsam gegen ihre großen Geister, wie die Christen nur je gegen sie gewesen waren. Daß Spinoza, der stille Glasschleifer, der hier im Amsterdamer Judenviertel 1632 aus jüdisch-spanischer Familie geboren wurde und aufwuchs, wegen seiner pantheistischen Frömmigkeit aus der Synagoge ausgestoßen wurde, ist bekannt. Sein Vorgänger Uriel Acosta, den Gutzkow zum Helden eines bedeutenden Dramas gemacht hat, war schon früher demselben Schicksal verfallen und endigte durch Selbstmord 1647, da ihm offenbar nach der Ausstoßung aus der jüdischen Gemeinde keine Laufbahn unter den Christen mehr möglich war; denn wenn auch die Juden als Religions- und Volksgemeinschaft in Holland damals Duldung fanden: der Jude war selbst in diesem Lande der Toleranz als Einzelner, etwa als Schriftsteller, undenkbar. So langsame Fortschritte hat die Freiheit des Gedankens gemacht. Die Judengemeinde in Amsterdam war reich und angesehen und übte durch ihre Geldmittel einen Einfluß selbst auf die politische Entwicklung aus, indem ihre reichen Kaufleute durch große Darlehen die Statthalter gegen die Patrizierregierung unterstützten. Wenn Rembrandt Modelle für seine biblischen Gestalten, Patriarchen und Pharisäer, nötig hatte, so ging er ins Judenviertel und konterfeite dort würdige oder hochmütige Gesichter ab (man denke an das Hundertguldenblatt!). Eine Zeitlang wohnte er sogar im Judenviertel. Der Ausdruck dieses Reichtums sind u. a. die zehn Synagogen, die sich die Juden erbaut haben; die angesehensten davon sind die große hochdeutsche und die portugiesische, die zu den Sehenswürdigkeiten Amsterdams gehören; ich kam leider zu spät in das Viertel, um dem Gottesdienst zum Beginn der Sabbatfeier (am Freitagabend) beizuwohnen. Das Innere dieser Gotteshäuser soll trotz dem Fehlen der Bilder reich ausgestattet sein und durch seine Größe wirken. Daß der Gottesdienst selbst interessant ist und man darin herrliche Gesänge zu hören bekommt, wußte ich schon von Prag und München her, wo ich ihm mit großem Interesse beigewohnt hatte.

Ich schaute mir das Judenviertel in abendlicher Beleuchtung an und verfolgte das lebhafte Treiben auf der Joden-Bree-Straat (Breite-Straße). Die vornehme Welt ließ sich nicht sehen, jedenfalls nicht im Feiertagsgewand; dafür war ein lebhaftes Geschrei von Alten und Jungen bei den Gemüse- und Fruchtständen zu hören: Orangen, Zitronen, Bananen, Kokosnüsse und andere Kolonialherrlichkeiten wurden durcheinander angepriesen; von Ordnung keine Spur; es ging „wie in einer Judenschule" zu. Ich kaufte mir einige Früchte, wurde aber nicht nach Wunsch bedient. Einer Seiten-Straße folgend, gelangte ich dann in das dunkelste Gebiet des Judenviertels, vielleicht ganz Amsterdams, in die Batavier-Straat. Schmale, hohe Häuser in schmucklosem Backstein erbaut, stehen ganz nahe aneinander, so daß die beiden Straßenseiten sich oben fast zu berühren scheinen.

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen —"

aber man könnte nicht fortfahren wie im Gedicht: — „und des Himmels Wolken schauen hoch hinein", denn wo sollten sie hineinschauen? Was für Menschen müssen in diesen Spelunken groß geworden sein? Glücklicherweise ist diese Straße seit einigen Jahren zum großen Teil geräumt; seitdem eine Untersuchung über die Gesundheit der Wohnungen diese schrecklichen Löcher mit Beschlag belegt hat, dürfen sie nicht mehr vermietet werden. Aber wie lange vorher haben hier Menschen gewohnt, gelebt, Kinder gezeugt und Zuflucht vor dem Lichte der Oeffentlichkeit gefunden?

Gern verlasse ich diese stinkende Gasse und spaziere noch dem Kanal der alten Schanze entlang, wo es, ganz in der Nähe des lautesten Getriebes, recht still zugeht: Fässer warten auf das Schiff, das morgen mit ihnen beladen werden wird, Barken und Kähne mit Segeln liegen ohne Bemannung in dem dunklen Wasser. Ich wurde nicht müde, diesen Kanälen und Grachten entlang zu schlendern, besonders den im alten Stadtteil gelegenen, die dem Kleinverkehr dienen; denn hier ist das malerische Amsterdam, das immer neue Durchblicke bietet; hier ist, wenigstens im Sommer, auch das grüne Amsterdam, da ja die Grachten meist von Baumalleen begleitet sind. Auch die zahllosen kleinen Brücken tragen etwas zu dem anmutigen Bilde bei, besonders eine Art, die ich Hebelbrücken nennen möchte, macht durch ihre einfache Vorrichtung einen recht altertümlichen Eindruck: durch Ziehen an einer Kette wird mittelst eines Hebels die eine Hälfte der Brücke gehoben; auf der andern Seite geschieht dasselbe, und so kann in ganz kurzer Zeit dem Schiff der Durchgang durch den Kanal geöffnet werden.

Mondnacht.

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blüten-Schimmer
Von ihm nur träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Aehren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog über die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

J. Freiherr v. Eichendorff.